

Ansätze zu einer Theorie der menschlichen Willensschwäche*

Inhalt

1. Zur Diskrepanz zwischen Wollen und Vollbringen 2
2. Historische Erklärungsansätze 3
 - 2.1. Die philosophische Perspektive 4
 - 2.2. Der religiöse Hinweis auf einen durch Vernunft nicht zu überwindenden anthropologischen Grundwiderspruch 6
3. Problematisierung der Vorstellung einer zu schwächenden „Willenskraft“ 9
4. Der Ansatz bei der Willensorganisation und dem für sie grundlegenden Akt 19
 - 4.1. Die Frage nach dem Verhältnis des „Nein“ und „Ja“ im menschlichen Willen 11
 - 4.2. Die Unterscheidung einer doppelten Ebene bzw. Grundlage der Willensorganisation 13
 - 4.3. Der Wille als Form realisierter Beziehung und Gemeinschaftlichkeit 15
5. Zusammenfassung und Ausblick 16

Das in diesem Vortrag aufgenommene Problem hat seinen herkömmlichen Ort unter dem Titel „Wollen und Vollbringen“ bzw. „Wollen und Können“ und läßt sich unter diesen Stichworten ein gutes Stück weit verfolgen. Daß es eine Diskrepanz zwischen Wollen und Vollbringen bzw. Können gibt, bestätigt die Selbsterfahrung eines jeden Menschen. Verschieden ist aber schon, an welcher Stelle diese Diskrepanz aufbricht, wie sie erfahren wird und was man aus ihr macht bzw. wie man sie interpretiert. „Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute, das kann ich nicht“¹ – diese Aussage des Paulus kann dem einen Eingeständnis seines Versäumnisses und Anlaß zur Reue sein, dem anderen wird sie zur Anklage gegen die Schwäche der menschlichen Natur, dem dritten geht sie als eine billige Entschuldigung leicht von den Lippen. Wir erfahren so zwar die Diskrepanz zwischen Wollen und Vollbringen, aber es fehlen die angemessenen Vorstellungen, wie sie zustande kommt und überwunden werden kann.

Ich habe den Eindruck, daß es noch keine kohärente Theorie des menschlichen Willens gibt, die das Phänomen der Willensschwäche zureichend erklären könnte. Um im Ansatz nicht zu kurz zu greifen, möchte ich in einem ersten Teil des Vortrags den in der Tradition mit der Formel „Wollen und Vollbringen“ verbundenen Fragenkreis umreißen, um von daher im zweiten Teil schrittweise zu einem tieferen Verständnis des Problems vorzudringen. Zuvor jedoch möchte ich einleitend den Ort etwas näher bezeichnen, an dem die Diskrepanz zwischen Wollen und Vollbringen besonders dringlich wird und eine Lösung verlangt.

* Überarbeitete Fassung eines Vortrags, der in kürzerer Fassung erschienen ist in: „Diskussionen“. Zeitschrift für Akademiearbeit und Erwachsenenbildung, 24. Jg. 1971, H. 3/4, S. 17-23.

¹ Römer 7, 18.

1. Zur Diskrepanz zwischen Wollen und Vollbringen

Man kann davon ausgehen, daß die Erfahrung der Schwäche nicht für jede menschliche Willensäußerung gleichermaßen gilt. Es handelt sich ja auch in dem zitierten Pauluswort nicht um Macht oder Ohnmacht des menschlichen Willens überhaupt, sondern um seine faktische Ausrichtung und eine Vorentschiedenheit darüber, was ihm leicht fällt und was für ihn schwer wird. Paulus redet bestimmter von einer Schwäche des Willens zum Guten (wobei ich zunächst offen lasse, was er darunter versteht und wie er das Phänomen erklärt). Willensschwäche in religiöser oder in moralischer Hinsicht würde aber Willensstärke und Aktivität in anderen Bereichen nicht ausschließen. Es gäbe so gesehen gar keine Willenskraft an sich, die sich für beliebige Zwecke einsetzen ließe, sondern den lebendigen Interessen entsprechend einzelne mehr oder weniger entwickelte Willensrichtungen, die für den Habitus und das Verhalten der Person bestimmend geworden sind und seine psychische Energie freizusetzen bzw. in sich zu fassen vermögen. Für diese ausgeprägten Willensrichtungen bzw. Willenstendenzen würde der zu dem Pauluswort konträre Satz gelten: Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

In der Tat kann man nicht generell von einer Schwäche des menschlichen Willens reden. Auf vielen Gebieten vollbringt der Mensch individuell wie kollektiv außerordentliche Leistungen und entwickelt eine Ausdauer, die oft in gar keinem sinnvollen Verhältnis mehr steht zu den Befriedigungen, die das Erreichte ihm gibt. Ich verweise nur auf die berufliche Tätigkeit und den Gelderwerb, deren Ziele eich für den Einzelnen über Jahrzehnte hinweg erstrecken können und in vielen Fällen überhaupt nicht mehr bestimmt angebbbar sind. Noch unabsehbarer sind die gesellschaftlichen Perspektiven der kollektiven menschlichen Willensorganisation. Wiewohl die Dynamik des gesellschaftlichen Prozesses dem Einzelnen ein großes Maß an Disziplinierung und Opfer an primären Befriedigungen abverlangt und der ständig gesteigerte Kreislauf von Produktion und Konsumtion Züge von Destruktivität nicht verbergen kann, wird hier fortwährend Initiative aufgebracht und ein in seiner Irrationalität und kollektiven Selbstverständlichkeit fast schon wieder willenlos erscheinender Wille in die Tat umgesetzt.

Wenn also Willenskraft nicht einfach vorhanden ist oder fehlt, sondern an bestimmte Kanalisierungen gebunden ist und durch sie erst freigesetzt wird, stellt sich die Frage nach der *moralischen* Schwäche des Willens erneut und radikaler. Wollte man sie genetisch erklären, so müßte man auf menscheitsgeschichtliche und – in Verbindung damit – auf gesellschaftliche Bedingungen zu sprechen kommen, von denen die heute in vieler Hinsicht problematische Ausrichtung und Organisation der menschlichen Willenspotentiale abhängig geworden ist. Eine geläufige Auskunft geht dahin: Der in der Beherrschung der Natur entwickelte und im Arbeitssystem gesellschaftlich organisierte Wille ist in bezug auf die moralische Ordnung der zwischenmenschlichen Angelegenheiten schwach geblieben. Friede und soziale Gerechtigkeit erscheinen trotz gesteigerter technologischer Mittel noch weithin als ein utopisches Ziel.

Aber auch das Individuum wird mit seinen eigenen Willenstendenzen oft nicht fertig und verarbeitet die Spannungen und Frustrationen seiner Lebenslage destruktiv gegen andere und gegen sich selbst. Willensschwäche im sozialen und moralischen Sinne ist keine nur individuell zu verrechnende Angelegenheit, sie kann aber auch nicht nur ausschließlich einer kollektiven, geschichtlich und gesellschaftlich gewordenen Vorgegebenheit zur Last gelegt werden. Der Appell ans Individuum allein tut's also nicht. So wie der Arbeitswille gesellschaftlich organisiert und in gewissem Sinne durch diese Organisation allererst erzeugt wird, müßte auch der Wille zum Guten einen gesellschaftlichen und nicht nur individuellen Rückhalt haben, wenn er zum Tragen kommen soll. Was nicht allgemein gilt und kollektiv verfolgt wird, reizt nicht und bleibt in seinem vereinzelt Auftreten für die Allgemeinheit folgenlos.

Die Sache hat also immer zwei Seiten. Solange die gesellschaftliche Realität das moralische Bewußtsein eher unterläuft als herausfordert und andere als die humanen Werte in ihr dominieren, muß auf den individuellen Faktor gesetzt und das moralische Bewußtsein des Einzelnen gestärkt werden. Die kollektive Schwäche des moralischen Willens darf nicht darüber hinwegsehen lassen, daß noch zu keiner Zeit die Menschheit sich mehr dazu genötigt sah, ihr Schicksal als eine im Kern moralische Angelegenheit wahrzunehmen und die selbstzerstörerisch werdenden Kräfte in gemeinsamer Anstrengung zu überwinden. Vor diesem Hintergrund sind traditionelle Antworten auf die Frage nach dem Grund der moralischen Schwäche in einem Sinne bestätigt – was die Geschichte der Menschheit anbetrifft –, zugleich aber ist der Rückgriff auf sie – im Blick auf die Zukunft des Menschen – verwehrt. Ich will zunächst in die historische Perspektive eintreten.

2. Historische Erklärungsansätze

Die Schwäche des moralischen Willens hat dazu geführt, eine Rechtfertigung für diesen Sachverhalt in der „Natur“ des Menschen zu suchen, der sein ihm aufgetragenes Ziel nicht aus eigener Kraft und – wenn überhaupt – nur unter bestimmten Bedingungen erreichen kann. Verfolgt man die Herkunft des Problems „Wollen und Vollbringen“, so ist es orientiert an der Vorstellung eines „gefallenen“ und zwangsläufig hinter der Forderung zurückbleibenden Menschen. Die im Versuch der Verwirklichung des Gebotenen erfahrene Ohnmacht ließ sich auf eine wie immer konkretisierte und interpretierte Diskrepanz zwischen „Sein“ und „Sollen“ des Menschen zurückführen. Je nachdem, wo die Normalität des Menschen nun angesetzt wurde: in seiner faktischen Lage oder in seiner ‚Bestimmung‘, verschob sich das Urteil über seine moralische Schwäche und ergab sich die Möglichkeit, ihn zu belasten oder zu entlasten.

So konnte man in der antiken Tradition an eine Forderung denken, die einem ausgezeichneten Vermögen des Menschen (seiner Vernunft oder allgemeiner seinem Geist-sein) entspricht, von seiner ganzen, leib-seelischen Natur aber nicht eingelöst werden kann. Als Formeln boten sich an: der Mensch „zwischen Tier und Gott“,

„zwischen Trieb und Geist“ usw. Die Ambivalenz und Schwäche des „Doppelwesens Mensch“ und die damit verbundene Diskrepanz zwischen Wollen und Vollbringen ließ sich mit mythologischen bzw. religiösen Kategorien erklären, denen gemäß der Mensch die ursprünglich durchaus gegebene Erfüllbarkeit des göttlichen Gebotes bzw. der sittlichen Verpflichtung verwirkt habe und zur Wiederherstellung der Schöpfungsordnung des Kultus und Opfers, der rituellen Reinigung und eines periodisch wiederkehrende Festes der Versöhnung bedarf.

Der Dualismus im Ansatz ändert sich bei allen weiteren Differenzierungen nicht grundsätzlich, so wenn z. B. im platonischen Seelenmodell niedere und höhere Vermögen unterschieden und mit einem Wertgegensatz behaftet werden oder (wie in der christlichen Erbsündenlehre) der „alte Mensch“ als insgesamt verderbt von dem einer Restitutio bzw. Neuschöpfung angehörenden „neuen“, erlösten und wiedergeborenen Menschen unterschieden wird. Wie immer man den wahren, der menschlichen Bestimmung gemäßen Zustand denkt: es wird – ob im ganzen oder in Teilen – eine doppelte Seinsweise angenommen und die Diskrepanz zwischen Wollen und Vollbringen zurückinterpretiert auf eine Differenz zweier qualitativ verschiedener, mit einem Wertgegensatz behafteter Seinszustände oder ‘Naturen’ des Menschen.

Es geht nicht an, den anthropologischen Dualismus im Sinne einer Alternative auflösen zu wollen, doch ebensowenig ist es erlaubt, sich mit der gegebenen Diskrepanz einfach abzufinden. Was hier unter dem Stichwort einer im Ansatz dualistischen Konzeption des Menschen zusammengefaßt wurde, darf nicht einseitig aufgelöst oder vor-schnell einnivelliert werden, weil sich auf die entscheidende Frage: wie die Diskrepanz zwischen Wollen und Sollen bzw. Können aufzuheben sei, je nach dem gewählten Standpunkt höchst unterschiedliche Antworten ergeben. Ich will zunächst den in der philosophischen Tradition vorherrschenden Typus einer Antwort auf den Zwiespalt des Menschen wiedergeben, wie er von der Antike her bestimmend geworden ist, um dann die zu anderen Konsequenzen führende Sichtweine der christlichen Tradition davon abzuheben.

2.1. Die philosophische Perspektive

Solange die Vernunft als eine überlegene und ungebrochene Macht erscheint wird ein Appell an sie genügen, um den Menschen an seine Pflicht und Verantwortung zu erinnern. Die Einsicht in eine im ganzen rationale Ordnung des Seienden gibt hier dem Willen seine Ausrichtung und zeigt die vernünftigen Bedingungen seiner Realisierung auf. Wer das Gute wirklich erkannt hat und weiß, der tut es auch – so lautet die Grundüberzeugung von Sokrates.² Dafür hat der Mensch auch ein Vorbild bzw. einen Führer: er soll, wie die Stoiker sagen, in Übereinstimmung mit der Natur leben. Ein solches Verständnis der moralischen Verpflichtung gemäß einem der Naturordnung entsprechenden allgemeinen Vernunftgesetz bestimmt die rationalistischen Konzeptionen bis hin zu Kant.

² Vgl. den Dialog „Menon“ 77 a ff.

Kennzeichnend für sie in der Optimismus in bezug auf die menschlichen Möglichkeiten. Es geht hier nicht primär um eine Analyse der menschlichen Natur, sondern vor allem um die Bestimmung des Guten selbst und insbesondere um die Frage nach dem höchsten Gut. Das Problem seiner konkreten, individuellen und gesellschaftlichen Verwirklichung wird nicht ebenso ausdrücklich thematisiert. Die Klarheit der Einsicht gibt dem Wollen seine Entschiedenheit und Kraft. Was einer als gut erkannt hat, das erstrebt er auch schon. *Nemo volens nisi bene* – der Mensch kann im Kern seines Wesens gar nicht anders als das Gute wollen bzw. er wird immer nur das wollen, was er für gut hält. Allenfalls kann er sich darin täuschen, was in Wirklichkeit das für ihn Gute ist. Gibt es mancherlei Güter, so ist die Bestimmung den höchsten Gutes die zureichende Bedingung dafür, daß der Mensch sein Ziel erreichen und die ethische Forderung erfüllen kann. Die Frage nach der Kraft des an seiner höchsten Möglichkeit orientierten Willens ist hier mit der Erkenntnis des Guten implizit mitbeantwortet und stellt sich nicht als ein eigenes, zusätzliches Problem.

Eine solche Auffassung setzt voraus, daß die ethische Forderung dem Menschen angemessen und von ihm auch erfüllbar ist, soll sie überhaupt sinnvoll an ihn gestellt werden können. Der Mensch muß, so argumentiert Kant, im moralischen Sinne frei und handlungsfähig sein, wenn es eine sittliche Forderung für ihn geben können soll. Man kaum nichts von ihm verlangen, wozu er grundsätzlich nicht in der Lage ist. Kant hielt deshalb das Bestehen der sittlichen Forderung geradezu für den auf keine andere Weise zu erbringenden der Freiheit des Menschen: der Mensch ist frei und *kann* moralisch gut sein, weil er gut sein *soll*. „Er urteilt also, daß er etwas kann, darum weil er sich bewußt ist, daß er es soll.“³ Die Frage, wie dieser sittliche Anspruch mit der menschlichen Natur, seinen Trieben, Neigungen und Bedürfnissen harmoniert und durch sie unterstützt oder behindert wird, ist für Kant ein durchaus wichtiges, aber sekundäres Problem. Ob ich eine Neigung zum Guten habe oder dieses rein aus Pflicht und gleichsam gegen einen inneren Widerstand tue, macht keinen Unterschied in bezug auf den moralischen Wert des guten Willens, der allein und als solcher gut genannt zu werden verdient, ganz unabhängig von aller Verwirklichung. Nicht die Stärke oder Schwäche des Willens und das Ausmaß seiner Realisierbarkeit ist entscheidend, sondern ausschließlich seine moralische Qualität. Eine Neigung zum Guten wäre eher dazu angetan, die allgemeine Geltung des moralischen Wollens zu schwächen, insofern sie parteiisch und in der emotionalen Basis ihrer Zuwendung nicht verlässlich ist.

Dem konnte Herbart entgegenhalten, daß der Mensch nicht überhaupt gegen seine Natur und deren jeweilige Zustände wollen und handeln kann. Es bedarf der „Wärme fürs Gute“ und der „Charakterstärke“, soll die sittliche Forderung nicht als ein von außen kommendes, bloßes Zensurgesetz erscheinen und durch andersgerichtete Interessen gebeugt werden. Aber auch für Herbart ist die Einsicht in das Gute die eigentliche, den Willen bestimmende Kraft. In der Erziehung kommt es darauf an, dem Heranwachsenden eine lebendige Anschauung sittlicher Verhältnisse zu geben. Eine überhöhende Geschichtsbetrachtung (Herbart spricht von einer „ästhetischen Darstellung der Welt“)

³ I. Kant, Kritik der praktischen Vernunft (Akademie-Ausgabe), S. 54.

stellt dem Kind und Jugendlichen das idealisch gesteigerte Bild einer moralischen Weltordnung vor, für die einzusetzen sich lohnt. Der Wille ist bei alledem für Herbart keine unabhängige Größe; sondern Resultante und natürlicher Ausfluß derjenigen Vorstellungen, die Macht über die Seele erlangt haben. Deshalb hängt das Interesse und das Tun entscheidend von den Vorstellungen ab, die einer sich von der Wirklichkeit und ihrer Ordnung gemacht hat. Wenn verschiedene Vorstellungen miteinander konkurrieren, wird ihre Masse bzw. das mit ihnen verbundene Gewicht an Erfahrung den Ausschlag geben. Die Frage nach der Stärke und Durchsetzungskraft des Willens, die Herbart Kant gegenüber geltend macht, wird damit gleichwohl innerhalb eines rationalistischen Ansatzes beantwortet. Sie bleibt bei aller Akkumulation und quantitativen Verrechnung der Vorstellungsmassen ein Problem der rechten Einsicht und hängt ab von der Klarheit oder Unklarheit der sittlichen Anschauungen, die geschichtlich vermittelt und in Gemeinschaften (bei Herbart vor allem in der Familie) repräsentiert sind.

Um kurz zusammenzufassen: Die Frage nach der konkreten Möglichkeit moralischen Handelns ist in der bisher angesprochenen philosophischen Positionen so beantwortet, daß die Erkenntnis des Guten zur konstitutiven Bedingung eines sittlichen Willens wird, der verbunden mit der richtigen Einsicht als gegeben vorausgesetzt wird. Jedenfalls wird das Problem seiner Durchsetzung und Verwirklichung nicht oder nur im Erziehungsgeschäft zu einem eigenen Problem gemacht.

2.2. Der religiöse Hinweis auf einen durch Vernunft nicht zu überwindenden anthropologischen Grundwiderspruch

Damit will ich zu der Sichtweise übergehen, die innerhalb der christlichen Tradition bestimmend geworden ist. Von einer anderen als der bisher charakterisierten Erfahrung und geht Paulus aus, wenn er im Römerbrief schreibt: „Denn was ich vollbringe, erkenne ich nicht; denn nicht was ich will, das führe ich aus, sondern was ich hasse, das tue ich.“ (Römer 7, 15 ff.) Und wiederum: „Denn das Wollen ist zwar bei mir vorhanden, das Vollbringen des Guten aber nicht. Denn nicht das Gute, das ich will, tue ich, sondern das Böse, das ich nicht will, das führe ich aus.“ (a. a. O.) Paulus interpretiert diese Erfahrung im Sinne einer doppelten Bestimmtheit des im Widerspruch mit sich selbst liegenden Menschens. „Wenn ich aber das tue, das ich nicht will, so vollbringe nicht mehr ich es, sondern die Sünde, die in mir wohnt. Denn nach dem inwendigen Menschen habe ich Lust an dem Gesetz Gottes; ich sehe aber ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, das dem Gesetz in meinem Innern widerstreitet und mich zum Gefangenen des Gesetzes der Sünde macht, das in meinen Gliedern ist. Ich elender Mensch! wer wird mich erlösen von diesem Leibe des Todes?“ (a. a. O.) Wenn wir hier von der Lokalisierung des „anderen Gesetzes“ bzw. des ihm hörigen Gegenwillens in den „Gliedern“ bzw. im „Leib des Todes“ und von seiner Bestimmung als „Sünde“ einmal absehen, so erscheint der Wille des Menschen hier als ein von überindividuellen Mächten bestimmtes und prinzipiell abhängiges Vermögen. Er ist entweder ge-

öffnet für den Geist Gottes und durch diesen zu seiner Freiheit ermächtigt, oder er ist besessen von einem widergöttlichen Geist und wirkt dann das, was er nicht erkennt und nicht wollen kann: seine eigene Knechtschaft und den Tod.

In ähnlicher Weise bestimmt Luther den menschlichen Willen als Ort und Kampfplatz zweier Mächte. Nur mit der höheren Macht verbunden, kann er frei gegen die niedere Macht sein. Immer aber ist es wesentlich ein Erleiden und nicht ein Wirken, denn wirken kann der Mensch nur durch Hingabe an eine ihn bestimmende Macht. Seinem Begriff nach ist der Wille lediglich ein Erwählen oder ein Sichabwenden von etwas, was in ihn eingehen und Macht über ihn gewinnen will. Das Willensmoment der freien Entscheidung ist aber gar nicht ohne die gewordene Bestimmtheit des schon vorentschiedenen Willens zu denken, der, wenn er das Böse gewählt hat, das Gute schließlich nicht mehr wollen kann. Insofern die Bestimmtheit des Willens in ihrer Verkörperung kollektiv ist und die Vergangenheit des Menschengeschlechts den „alten Adam“ verkörpert, so wie die Zukunft des Menschen „in Christus“ den „neuen Adam“ repräsentiert, hat der Einzelne in beiden Hinsichten teil am allgemeinen menschlichen Geschick.

Das „Gesetz“ kann so – entgegen der Auffassung Kants – mit dem Sollen zugleich das Nichtkönnen beweisen und den Menschen seiner Sünde überführen, so wie es ihn im anderen Falle freispricht und seine Gerechtigkeit erweist. Damit ist der Dualismus einerseits gewahrt, andererseits aber um der einen göttlichen Gerechtigkeit willen vermieden. Gott wirkt alles in allem, aber er wirkt es durch die Kreaturen so, wie diese sind – im Bösen das Böse durch den Bösen und im Guten das Gute durch den Guten. So bleibt dem Menschen nur die Annahme des göttlichen Willens oder seine Verneinung, die in Wirklichkeit auf eine Selbstverneinung hinausläuft. Der Mensch hat so zwar die unvertretbare Freiheit der Entscheidung, er kann jedoch über die Macht oder Ohnmacht seines bereits entwickelten Willens nicht selbst verfügen, denn die Konsequenzen dieser Entscheidung liegen nicht in seiner Hand. Er realisiert im positiven wie im negativen Sinn das „Gesetz“, das tötet, wo es nicht eingehalten wird, in seiner Erfüllung aber Leben schafft. Die innere Doppelseitigkeit im Gesetz oder Prinzip der Wirksamkeit gibt dem Willen Realitätsbedingungen vor, über die er nicht selber verfügen kann. Das Schema entspricht dem Mythologem der *einen*, zugleich erhaltenden und richtenden Ordnung, wie es auch den aus griechischer Antike gespeisten Traditionen zugrunde liegt. Doch wird in der stärkeren Betonung der Abhängigkeit des wirkenden Willens von einer nicht selbst gesetzten und beliebig veränderbaren Ordnung eine andere Akzentuierung deutlich und führt zu einer neuen Konsequenz. Wenn nur der göttliche Geist die Kraft zur Erfüllung des Gesetzes geben kann, kann nur der seine Eigenmacht preisgebende und sich ganz in Gottes Willen einlassende Wille des Menschen in Wahrheit mächtig sein. Dies führt zu der paulinischen Konsequenz, daß gerade die Annahme der Schwäche den menschlichen Willens zur entscheidenden Bedingung seiner Stärke wird. Paulus drückt dieses Paradox – wie später die Mystiker – zugespitzt aus: daß der „schwache“ oder „gelassene“ Wille *als solcher* der starke Wille sei, dem nichts zu widerstehen vermag. Im 2. Korintherbrief gibt er die Antwort Gottes auf seine Bitte um Beendigung seines Leidens so wieder: „Meine Gnade ist genug für

dich, denn die Kraft erreicht ihre Vollendung in der Schwachheit.“ und zieht daraus die Konsequenz: „So will ich nun am liebsten mich vielmehr der Schwachheit rühmen, damit die Kraft Christi bei mir Wohnung nehme. Daher habe ich Wohlgefallen an Schwachheiten..., denn wenn ich schwach bin, bin ich stark.“ (2. Korinther 12, 9.10) Die „Kraft Christi“ nimmt also die eigene Schwachheit nicht weg, sondern wirkt gerade in ihr und durch sie. Es ist die Kraft der Liebe, die alles zu gewinnen sucht und nichts beherrschen will. Die göttliche Liebe aber ist allumfassend: Sie nimmt auch noch das Negative an und tut selbst das Böse – nicht um es zu bestätigen, sondern um es einer Entscheidung zuzuführen und in seiner eigenen Krisis zu überwinden.

In dieser Sicht, die in Paulus ihren vornehmsten Zeugen hat, aber natürlich nicht auf ihn beschränkt geblieben ist, sind meines Erachtens einige grundlegende Einsichten ausgesprochen, die als Elemente einer Theorie des menschlichen Willens auch unabhängig von der spezifisch christlichen Aussage festgehalten werden können. Hier wird gleicherweise dem konstitutiven Moment der Einsicht wie der Frage nach der Macht oder Ohnmacht des Willens Rechnung getragen. Ich versuche dieses Resultat in Form von vier Thesen den weiteren Erörterungen voranzustellen:

1. Der Wille ist auch hier unter den Aspekt der Entscheidung in Verbindung mit Einsicht und d. h. als Zustimmung oder Ablehnung gesehen, gleichzeitig aber wird diese den Willen freimachende oder ‘richtende’ Erkenntnis von seiner realen Ausrichtung und einer darauf bezogenen Umwendung abhängig gemacht.
2. Die Kraft des Willens gründet in einer realisierten Gemeinschaft mit Gott, den Menschen und der Schöpfung und ist keine von allen Bezügen abgelöste Selbstmacht. Der Wille muß sich in einen ihn übergreifenden Lebenszusammenhang begründen und verkörpern, um seiner selbst mächtig zu sein und wirken zu können.
3. Der in Wahrheit mächtige Wille äußert sich nicht als zwingende Gewalt, sondern als Liebe in Gewand der Schwachheit. In seinem Grundakt ist Bejahung und nicht Negation.

Ich nehme noch einen vierten, bisher nicht thematisierten Aspekt hinzu:

4. So wie nach neutestamentlichem Verständnis Gott in seinem Wort wirkt, so ist auch die Freiheit und Macht des menschlichen Willens in seinem Redenkönnen begründet. Der Mensch kann als „er selbst“ nur wollen, weil und insofern er des Wortes mächtig ist und mit sich und anderen sprechen kann.

Im zweiten Teil des Vortrage möchte ich versuchen, die in den bisherigen Aussagen liegenden Ansätze für eine Theorie des Willens und der Willensschwäche fruchtbar zu machen. Dazu empfiehlt es sich, noch einmal von vorn an das Problem heranzugehen und unzureichende Vorstellungen schrittweise durch angemessenere zu ersetzen.

3. Problematisierung der Vorstellung einer zu schwächenden „Willenskraft“

Ich will zunächst bei der Vorstellung einer „Willenskraft“ einsetzen. Auf die einnfälligste Formel gebracht, scheint die Feststellung einer Diskrepanz zwischen Wollen und Vollbringen schlicht zu besagen, daß es am Willen an Kraft fehlt, um den gefaßten Vorsatz in die Tat umzusetzen. Auch wenn die beiden anderen Fragen: was ist gefordert? und: will ich es selbst? schon positiv beantwortet sind, stellt sich als ein zusätzliches Problem die Durchführung, bei der man davon ausgeht, daß sie Kraft und Ausdauer erfordert. Der schwache Wille wäre im Sinne dieser Vorstellung ein momentaner Impuls, der zuviel innere oder äußere Widerstände findet und wieder erlahmt, bevor das Ziel erreicht ist. Dabei handelte sich weniger um fehlende Fertigkeiten in der Durchführung des Gewollten als vielmehr um einen Mangel an Willen selbst, der sich nicht aufrufen kann und wie gelähmt erscheint.

Der in seiner sprachlichen Form tautologisch erscheinenden Feststellung, daß es dem schwachen Willen eben an den Kräften fehlt, entspricht die ebenso tautologische Vorstellung des starken Willens als einer Kraft. Ob man es bei dieser Tautologie belassen kann, ist nach dem bei Paulus dazu Gesagten allerdings zweifelhaft: Die Vorstellung einer Willenskraft bleibt unzureichend, solange der Begriff dieser Kraft nicht näher bestimmt wird. Wenn man schon auf eine solche Ausdrucksweise nicht verzichten kann, muß über die tautologische Feststellung hinaus angebbbar sein, was unter Willenskraft eigentlich gemeint ist, wie sie erworben wird und unter welchen Bedingungen sie verloren gehen kann.

Unter Kraft verstehen wir zunächst – der leiblichen Selbsterfahrung entsprechend – die physische Kraft lebendiger Körper, soweit sie sich in Bewegung äußert. Physikalisch geschieht das durch mechanische Übertragung oder durch Umsetzung von potentieller bzw. gebundener *Energie* in eine Bewegungsgröße. Derartige Umsetzungsprozesse geschehen unter der Voraussetzung der Erhaltung des gesamten Energiequantums, das nur anders verteilt und freigesetzt oder gebunden, im ganzen aber nicht vermehrt oder vermindert werden kann. Mit einer solchen Vorstellung ist aber meines Erachtens das Phänomen der Willenskraft nicht zu treffen. Jedermann weiß, daß diese keineswegs mit der körperlichen Kraft eines Menschen korreliert werden kann und ein schwacher Körper oft mit erstaunlicher Willensenergie und Tatkraft verbunden sein kann – und umgekehrt. Dazuhin gibt es Extremsituationen, in denen der Wille weit über das gewöhnliche Maß hinaus körperliche Kräfte zu mobilisieren imstande vermag. Schließlich kann auch das physikalische Prinzip der Energieerhaltung nicht ohne weiteres auf die Willenskraft angewendet werden. Natürlich verbraucht jeder Willensakt ebenso wie ein Denkakt oder ein Gefühl Energie. Würde man aber davon ausgehen, daß ihr Gesamtbetrag weder vermehrt noch vermindert werden kann, so müßte jeder Willenseinsatz dem Körper Kraft entziehen, die ihm bei Nichtgebrauch erhalten bliebe. Dies stimmt aber nicht mit dem wirklichen Sachverhalt überein. Viel angemessener kann man bezüglich der Willenskraft von einer sich durch ihren Gebrauch vermehrenden und durch Nichtgebrauch schwächenden Kraft reden. Es gibt hier keine Konstant-

erhaltung und damit auch keine Möglichkeit der quantitativen Verrechnung von Willenskraft. Auch der Willensaufwand und seine Wirkung verhalten sich nicht im Sinne einer Gleichung. Auf das Paradox einer sich selbst durch Verwirklichung erzeugenden und durch Nichtverwirklichung verzehrenden Willenskraft läßt sich vielmehr Jesu Wort anwenden: „Wer da hat, dem wird gegeben werden, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, dem wird auch das noch genommen werden, was er hat.“ (Markus 15) Eine im Sinne derartiger positiver oder negativer Verstärkungszirkel verstandene Willenskraft, deren Spiralen wie von selbst nach oben oder unten verlaufen, ist gar keine vor dem Willenseinsatz vorhandene Möglichkeit, sie entspringt vielmehr diesem selbst und macht erst in der Konsequenz den Willen freier oder unfreier, stärker oder schwächer. Die aus dem Willenseinsatz erwachsende Freiheit erlaubt es, in der Folge erneut, mit größerer Sicherheit und weniger Widerständen, zu wollen. In diesem Sinne ist in der Formulierung Herbarts „Handeln des Prinzip des Charakters“⁴ zu verstehen. Mit anderen Worten will man nur, was man auch wollen kann, indem man das Vollbringen antizipiert. Was man grundsätzlich nicht erreichen kann, will man auch nicht oder zumindest auf lange Sicht nicht mehr.

Wenn in dieser Weise für den Willen Voraussetzung und Folge, Möglichkeit und Wirklichkeit, sich geradezu umkehren, wird das Problem der Willenskraft in einen Denkansatz verwiesen, der den in der Umkehrung des Begründungsverhältnisses liegenden Widerspruch aufnimmt und den paradox erscheinenden Sachverhalt selbst zum Ausgangspunkt der Analyse macht

Eine solche Möglichkeit läßt sich wiederum unschwer auf den von Jesus geltend gemachten Problemkreis der Verstärkungsspiralen zurückbeziehen, die die Konsequenz eines Wollens für dieses selbst ausarbeiten und einerseits dessen Freiheit, andererseits aber auch dessen Gebundenheit zur Auswirkung bringen. Daß das Haben in Jesu Wort primär den Sinn den Gebens hat, wird noch deutlicher in dem anderen Wort: „Wer sein Leben erhalten will, der wird's verlieren; wer es aber verliert, wird es gewinnen.“(Mt 10, 39)

4. Der Ansatz bei der Willensorganisation und dem für sie grundlegenden Akt

Im Anschluß an das hier zugrunde liegende Denkmodell möchte ich nun den Gedanken in einem doppelten Schritt weiter entwickeln. Zum einen ist zu fragen nach der den Willen sei es sammelnden und ausrichtenden, sei es zerstreueden und hemmenden Willensorganisation, zum anderen nach den äußeren Beziehungen, in denen der Wille sich handelnd verwirklicht. Beides zusammen bildet die ichzentrierte psychische Struktur.

Ad 1: Die Entstehung des an das Ich-Zentrum gebundenen menschlichen Willens und seine Organisation in diesem läßt mit Freud an mehrere konkurrierende Zentren und eine zwischen diesen verschiebbare psychische Energie denken. Nimmt man diese als

⁴ In einer noch anderen Wendung des Gedankens schreibt er: „Die Tat erzeugt den Willen aus der Begierde.“ (Werke II (ed. Bartholomä), S. 239.

eine zunächst biologisch organisierte und triebhaft gebundene Gegebenheit, so käme es darauf an, dem anfänglich machtlosen Ich-Zentrum Triebenergie verfügbar zu machen und die Person so mit einem eigenen Willen auszustatten. Mit der Annahme mehrerer konkurrierender Zentren läßt sich auch die Vorstellung einer Opposition zwischen diesen und ihre gegenseitige Hemmung oder Unterstützung verbinden, so daß ihrem möglichen Antagonismus wie ihrer Verrechenbarkeit untereinander gleichermaßen Rechnung getragen werden kann. Willensschwäche kann in diesem Rahmen als Ichschwäche interpretiert werden, die mit einem Zusammenbruch der Kontrollfunktion des Ich über das Handeln einhergeht. Die Person fühlt sich ausgeliefert an übermächtig werdende, unpersönliche psychische Instanzen.

So einleuchtend und brauchbar diese von Freud und seiner Schule entwickelte Modellvorstellung ist, so bleiben in ihr doch einige für unser Problem entscheidend wichtige Fragen offen:

- Wie läßt sich eine bereits kanalisierte psychische Energie umorientieren und einem anderen seelischen bzw. geistigen Zentrum unterordnen?
- Wie kommt das zunächst machtlose Ich dazu, den starken Trieb hemmen und sich gegen ihn durchsetzen zu können?
- Wie entzieht das sich organisierende und seiner selbst bewußt werdende Ich dem triebhaften Unbewußten die Kräfte, um sie für sich und die selbstgewählten Ziele einzusetzen?

„Umorientierung“, „Umkanalisierung“, „Sublimierung“ usw. sind vorläufig nicht mehr als räumliche Bilder für einen noch nicht begriffenen Vorgang. Wir fragen hier nicht, in welchen Strukturen psychische Energie sich organisiert und ob sie in allen Erscheinungsformen dieselbe ist, sondern möchten wissen, wie eine solche Instanz – in unserem Fall das Ich als Willenszentrum – den psychischen Kraftquell für sich öffnen und zugleich für andere psychische Zentren verschließen kann. Wenn man schon die angeborenen Triebe als primäre Formen der Lebensorganisation als von vornherein mit Macht begabt sich denken kann, läßt sich dieselbe Vorstellung offenbar nicht auf das Ich anwenden. Das kleine Kind hat noch kein Selbstbewußtsein und auch noch keinen ichhaften Willen, so daß sich die Frage stellt, wie es zu sich kommen und seinen Willen erwerben kann.

4.1. Die Frage nach dem Verhältnis des „Nein“ und „Ja“ im menschlichen Willen

Insbesondere durch die Untersuchungen von René Spitz ist bekannt, daß der erste ichhafte Wille des Kindes sich im Vollzug einer Negation entdeckt und durch Neinsagen äußert. Das Kind übernimmt sein Nein von den Erwachsenen, das dieses zunächst seinem eigenen Tun entgegenstellen und rettet sich gleichsam selbst, indem es sich auf die Seite des Angreifers stellt und das negierte Tun von sich selbst abspaltet. Die Negation ist hier – wie in der klassischen Urteilslehre – der erste Akt einer vergegenständlichenden Bestimmung, durch die Subjekt und Objekt noch vor jeder Prädikation sich scheiden. Das Ich kommt in ihr zu sich als Gegenpol zur Welt und wird selber

zum organisierenden Prinzip neuer Korrespondenzsysteme und einer sich auf deren Basis herstellenden und reflektierenden Beziehung. Dabei herrscht zunächst die unbestimmte Negation vor. Für das Kind im ersten Trotzalter heißt „Ich will“ zunächst nur „Ich will nicht“ oder „Ich will anders als die anderen wollen“. Darin äußert sich die Entdeckung, daß es selbst wollen kann, weil und indem es anders wollen kann. Konkrete Zielvorstellungen sind damit oft noch gar nicht verbunden. Von daher gesehen ist die Negation der Grundakt, durch den der eigene Wille zu sich kommt und sich ermächtigt. Wollte man sich diesen Vorgang räumlich vergegenwärtigen, so könnte man an einen Strom denken, der durch Abschließung seines Bettes in einen anderen Kanal umgeleitet wird, und das Nein wäre die hierzu erforderliche Schranke. Keinen oder einen schwachen Willen zu haben hieße dann genauer, nicht Nein sagen zu können und sich widerstandslos den momentanen Impulsen und situativen Aufforderungen zu überlassen. Die Kraft des Willens läge in einer Form von Konzentration, die den deutlich negativen Akzent einer Abweisung der ihn von sich wegziehenden und zerstreuen Momenten hat.

Mit der polaren Dimension Konzentration versus Zerstreuung läßt sich insbesondere bei pathologischen Formen extremer Willensschwäche gut arbeiten. Ich erinnere nebenbei auch an Kierkegaards Unterscheidung eines in seine Umgebungen eingelassenen und noch willenlosen „ästhetischen“ Daseins von der „ethischen“ Existenz und die in der Existenzphilosophie daraus abgeleitete Forderung der „Entschlossenheit“ eigentlicher Existenz. Aber man muß hier auch weiterfragen, woher der eine die Kraft zu der verlangten Willenskonzentration nimmt und weshalb der andere sie nicht aufbringen kann. Will man darauf eine Antwort finden, so glaube ich nicht, daß die am Nein bzw. an der Schranke orientierte Vorstellung des Sichabstoßens, Sichabschirmens und Selbstsetzens dem *ganzen* Sachverhalt schon gerecht wird.

René Spitz hat den Gedanken entwickelt, daß die frühkindliche Negation für die menschliche Selbstfindung und Selbstermächtigung konstitutiv und für die Genese des eigenen Willens grundlegend ist und dies begründet mit dem Sagen des vom Erwachsenen übernommenen „Nein“. Die Sache hat aber auch bei ihm selbst noch eine andere Seite, die ebenfalls mit in Betracht gezogen werden muß: Das Kind kann erst dann Neinsagen lernen und nicht oder anders wollen, wenn es schon einen Zugang zur Welt gefunden und in ihr Fuß gefaßt hat. Das erste Anknüpfen dieser Beziehung im Verhältnis zwischen Mutter und Kind ist aber keine Negation, sondern von seiten der Mutter ein liebevolles An- und Aufnehmen des Kindes und als dessen Antwort eine freudige Zuwendung. Das personale Verhältnis, wie die Mutter es dem Kind im Medium des nährenden und pflegenden, aber auch über das Auge hergestellten Kontaktes anbietet, ermöglicht seine positive Antwort auf die umgebende Realität und wird ihm zur Brücke in die gegenständliche Welt. Erst in einer solchen durch menschliche Zuwendung gestifteten Weltbeziehung kann das Kind sich selber finden und (nun durchaus und notwendig auch in der Form der Negation) zu einem eigenen Willen kommen. Dieser setzt die innere Sicherheit des Weltverhältnisses bereits voraus; auf deren Basis die Negation erst möglich und als partielle Negation erträglich wird, weil sie nicht mehr als totaler Kontaktverlust gefürchtet zu werden braucht.

Die *erste* Bedingung des Willens ist somit der „lebendige Kontakt mit der, Realität“ (E. Minkowski), die *zweite* erst die Absonderung und Verselbständigung in den durch einen primären Bezug erschlossenen Beziehungen. Die Eigenaktivität des Kindes setzt die Zuwendung voraus, und erst als Antwort auf diese erwächst der selbst aufgebrachte Mut, die Beziehung durch ein Nein auf die Probe zu stellen, ohne sie überhaupt zu gefährden. Es muß hier also eine riskante und doch vertrauenswürdig bleibende Mittellage eingenommen werden. Eine zu befürchtende Entfremdung vom Gegenüber würde das Kind lähmen, die völlig spannungslose Identifikation mit dem Gegenüber seinen Willen nicht anreizen. Insofern können nur Bejahung und Verneinung *zusammen* den Willen des Kindes konstituieren und ihm die Angst vor dem Beziehungsverlust nehmen. Wenn beide Leistungen vom Kind aber nur in der tragenden Beziehung zu einer liebenden Person gelernt und erbracht werden können, wird diese durch Urvertrauen geprägte, positive Beziehung im wörtlichen Sinne zur Grundlage seines Ich und des mit ihm verbundenen Willens. Der *erste* Grund des menschlichen Willens ist die zunächst noch willenlose Öffnung für eine entgegenkommende Realität und nicht die Selbstbehauptung angesichts einer Bedrohung, wenngleich beides *in der Folge* stets miteinander verbunden ist und kraft dieses Verbundenseins bestanden werden kann.

In der Beziehung zur Mutter als der Proto-Welt weiß sich das Kind nicht als verloren. Sieht man den hier gestifteten Wirklichkeitsbezug als Pendant des menschlichen Willens an, so entspricht das *verbundene* „Ja und Nein“ einem zwar gebrochenen und riskierten, zugleich aber tragenden Charakter der dem Menschen in seinen Beziehungen zugänglich werdenden Wirklichkeit. In deren ontologischer Struktur ist die Freiheit und damit auch die Ambivalenz den menschlichen Willens vorgezeichnet, der sich in widerstandsloser Öffnung und Hingabe ebenso verlieren müßte wie in permanenter Negation und Selbstbehauptung. Bejahung allein wie Verneinung allein produziert Schwäche. Der menschliche Grundakt ist weder das passive Sichüberlassen noch die sich in sich abschließende und blind durchsetzende Aktivität. Beide Extreme sind mit einer Angstreaktion verbunden und müssen überwunden werden, soll ein Wille möglich sein und gestärkt werden können. Doch ist dabei die Reihenfolge wichtig. Die Stärke des menschlichen Willens liegt in der Fähigkeit, das Ja und das Nein auf der Grundlage einer unaufkündbaren Beziehung in einer eigentümlichen Weise zu verschränken.

4.2. Die Unterscheidung einer doppelten Ebene bzw. Grundlage der Willensorganisation

Mit dem Hinweis auf die Verbundenheit des Ja und des Nein sind die weitere Konsequenzen für die Frage nach der Stärke oder Schwäche des Willens bereits vorgezeichnet. Die landläufige Vorstellung erscheint unzureichend, als handle es sich bei der Überwindung der Diskrepanz zwischen Wollen und Vollbringen lediglich um die Überwindung eines inneren oder äußeren Widerstands durch verstärkte Anstrengung. Sicher gibt es auch in diesem Sinne für einen schon stark gewordenen Willen Siege

und Niederlagen. Alle wesentlichen und grundlegenden Vorgänge aber gehen ohne Anstrengung vor sich.⁵ Auch die Vorstellung einer kämpfenden Tugend sagt über die Genese und Form des starken Willens nur eine Seite aus und bleibt für sich genommen fragwürdig. Demonstrierte Kraft und kämpferische Haltung sind, wenn man näher zusieht, oft viel mehr Ausdruck von Schwäche als Zeichen von wirklicher Stärke. Sie haben genauer besehen einen kompensatorischen Charakter und leisten nicht, was sie versprechen. Wenn die Kompensation nichts ändert an den zugrundeliegenden Bedingungen, läßt die Attitüde der Stärke den unterliegenden Willen schwach. Dieser psychologischen Einsicht entspricht auch die sich wandelnde Einstellung. Man schätzt nicht mehr den willensstarken Tugendhelden, der in seiner unbeirrbareren Selbstsicherheit und Konsequenz oft einseitig, realitätsblind und selbstgerecht erscheint und die Treue gegenüber sich selbst mit Lieblosigkeit gegenüber anderen verbindet. Demgegenüber muß sich der moralische Anspruch heute angesichts der Relativierung der Maßstäbe und der Einsicht in die Bedingtheiten vielfältigster Art viel eher im Gewand der Schwäche äußern und auch noch zu den negativen Gegebenheiten ein positives Verhältnis finden. Die Überwindung einer Schwäche kann dann aber nicht mehr den Sinn einer Zurückweisung haben. Wenn durch die Überwindung von Widerständen in der Tat ein Zuwachs an Kraft geschieht, ist dies vielmehr im Sinn einer Selbstüberwindung zu verstehen, die das Widerstehende annimmt und gleichsam willenlos überwindet.

Ausgangspunkt der weiteren Überlegungen kann somit nicht mehr der am Gegensatz bzw. Widerspruch festhaltende und sich negativ behauptende Wille sein, sondern ein Wille, der den Widerspruch löst und sich in der Bejahung eines Anderen wiederfindet. Was ihn als undurchschaute Gegenmacht ängstigt und in der fixierten Opposition von Aktion und Reaktion eher hemmt als fördert, begründet und trägt ihn, wo er die Beziehung zum Gegenüber konkret aufnimmt und ihm sei es mit einem Ja, sei es mit einem Nein in Wahrheit entspricht.

Franz von Baader spricht in diesem Sinne von einem *doppelten Schritt* in der Begründung des Willens, der sich in seinen Grund „aufheben“ läßt und eben dadurch allererst selber begründen und verselbständigen kann.⁶ Die Begründung bzw. „Formation“ des Willens ermächtigt ihn selbst vermöge seiner Gelassenheit in den Grund. Der sich bekräftigende Wille ist für Baader in diesem Sinne der *gelöste* Widerspruch von Wirkung und Rückwirkung, positiv formuliert die wechselseitige Unterstützung von Aktion und Reaktion anstelle ihrer gegenseitigen Verneinung.. Schwach wäre nach diesem Verständnis der in der Opposition von Aktion und Reaktion befangen bleibende, gehemmte und sich entgründende Wille, während der starke Wille von diesem Konflikt losgekommen ist und in der positiven Entsprechung von Aktion und Reaktion frei wird, ineins nach außen und innen zu wirken.

⁵ Dies ist eine der Grundaussagen in Lao Tzu's Tao te king.

⁶ Vgl. seine „Sätze aus der Bildungs- und Begründungslehre des Lebens“, Gesammelte Werke (ed. Hoffmann und Hamburger) Bd. II, S. 95 ff. sowie die Schrift „Über den Begriff der Zeit und die vermittelnde Funktion der Form und des Maßes“, WW II, S. 517 ff. und meine Darstellung seiner Theorie der Zeit in: Über den Begriff der Zeit, Max Niemeyer Verlag 1962, S. 87 ff.

4.3. Der Wille als Form realisierter Beziehung und Gemeinschaftlichkeit

Wir wollen nun versuchen, das in diesem spekulativen Gedanken eines sich doppelt auslegenden, entweder begründenden und frei werdenden oder gehemmtten und zur Ohnmacht verurteilten Lebenskreises enthaltene Modell einer Begründung und Verkörperung des Willens in Form einer realisierten Beziehung auch in den konkreten Zusammenhängen nachzuweisen und zu bewähren. Dazu mußte die Vorstellung revidiert werden, als handle es sich beim schwachen Willen einfach um fehlende Kräfte und entsprechend beim starken Willen um eine Form der Kraftäußerung, die sich mit physischem Kraftaufwand vergleichen läßt. Eine solche am isolierten Kraftmoment orientierte und den Willen als ein Vermögen ansetzende Vorstellung vermag weder dessen Zustandekommen zu erklären noch die Bedingungen seines Wirkens hinreichend anzugeben.

Eines Besseren belehrt schon die alltägliche Erfahrung, daß der ein solches Vermögen voraussetzende Appell, sich aufzuraffen und zusammenzureißen, offensichtlich nicht genügt. Er suggeriert Willensschwäche als eine Art Ermüdungserscheinung, der durch willentliche Mobilisierung neuer Kräfte abgeholfen werden könne. Das Unvermögen liegt aber gar nicht in einer Erschöpfung der Kräfte, sondern einen Schritt davor in der Unfähigkeit, sich in einer Weise auf die Situation und auf sich selber einzulassen, die dem Willen durchaus vorhandene Kräfte zuströmen läßt. Die im negativen Verhältnis von Aktion und Reaktion erfahrenen Widerstände lassen sich nicht durch verstärkten Kraftaufwand beseitigen, solange nicht auch die Einstellung und mit ihr der Grundton der Äußerung und der ihr eigene Richtungssinn verändert worden sind. Versuche des gewaltsamen Ausbrechens aus dem Bann der Schwäche gelingen nicht. Der vereinzelte Anlauf verhindert nicht die Rückfälligkeit, ja er potenziert noch die auf die Länge der Zeit immer mehr zutage tretende Schwäche. Das Befinden und die Selbsterfahrung folgt hier – trotz aller guten Vorsätze – einer nach unten verlaufenden Spirale.

Wenn die Willensschwäche sich in diesem Sinne als ein konflikthafter Prozeß der anfänglichen Hemmung und fortschreitenden Entkräftung beschreiben läßt, kommt dies dem Bild eines *circulus vitiosus* bzw. eines „Teufelskreises“ nahe, wie er oft genug zu beobachten ist. Damit stellt sich die Frage, wie der Richtungssinn dieser Bewegung umgekehrt und wiederum ein positiver Lebenskreis mit umgekehrter Spiraltendenz nach oben eingeleitet werden kann. Es geht dabei im Kern um das Gewinnen einer neuen Einstellung, verbunden mit einer Krise und dem inneren Durchbruch der Person, der eher den Charakter des Sicheinlassens als den eines gewaltsamen Sichzusammenreißen hat. Überwindung der Schwäche kann hier konkret Überwindung der Selbstbefangenheit und der sozialen Angst heißen, positiv ausgedrückt das Aufbringen von Mut und Liebe. Der Grundakt des sich bekräftigenden Willens ist so nicht die Machtäußerung, sondern eine Bejahung der begegnenden Realität. Damit ist keine willenlose Selbstaufgabe gemeint. Das erste Angesprochenwerden und Sichäußern des Willens ist versucherisch: er läßt sich ein auf etwas, was Macht über ihn erhält und ihm dann seinerseits wieder Macht gibt, das Gewollte zu erreichen. Es ist eine wech-

selseitige Ermächtigung durch eine gegenseitiges sich den Grund Geben bzw. sich in einen solchen Einlassen. Die Kraft des Willens spricht für sich selbst und ist der Erweis dafür, daß ein positives Verhältnis als ein Verhältnis des Gebens und Nehmens gefunden worden ist. Insofern ist der wirkliche Wille die realisierte Beziehung selbst, und seine Ermächtigung hat dialogischen Charakter. Die Kraft des Willens gründet in einem Bezug, sie ist Ausdruck realisierter Gemeinschaft.

Eine deutlichere Vorstellung von der Art und Weise, wie der Wille sich in einer Beziehung begründet und aus ihr schöpft, kann das Verhältnis zum eigenen Leib geben. Der Wille hat Macht über den Leib, insoweit dieser ihm erschlossen und über Lernprozesse formierbar geworden ist, so daß er nun seinerseits die Willensintentionen trägt und auszuführen vermag. Dem so gestifteten, intimen Verhältnis liegt kein aufkotroyierter Zwang zugrunde, vielmehr muß der Wille sich seinem Körper überlassen, soll er Macht über diesen erlangen können. In der leiblichen Sphäre wird auch evident, daß ein an sich machtloser Wille nur durch Verkörperung zum wirkenden und seiner selbst mächtigen Willen werden kann.

5. Zusammenfassung und Ausblick

Ich will das Ergebnis unserer Überlegungen zusammenfassen und in einigen Punkten noch etwas konkreter auszeichnen. Wir sind ausgegangen von der Vorstellung einer Willenskraft, die die Gegebenheit des Willens als eines Vermögens bereits voraussetzt und seine Genese im Dunkeln läßt. Das tiefenpsychologische Modell einer Zentrierung, Organisation und Kanalisierung psychischer Energie durch die verschiedenen seelischen Instanzen enthält demgegenüber zwar den genetischen Aspekt, aber es gibt auf die Frage nach den Bedingungen der Umzentrierung und der Neuorganisation von psychischen Feldern keine befriedigende Antwort. Jedenfalls ist, wie am Beispiel von René Spitz deutlich wurde, die Negation allein keine zureichende Bedingung für das Zustandekommen eines ichzentrierten Willens. Die eigentümliche Verschränkung von Bejahung und Verneinung in der Genese des Willens nötigte dazu, die innerpsychische Problematik stärker auf die Beziehung zur äußeren Realität und ihre fördernden oder hemmenden Bedingungen hin zu relativieren. Das im Anschluß an Franz von Baader angebotene Modell eines wechselseitigen Begründungsverhältnisses, in dem ein an sich machtloser Willensimpuls sich einer Beziehung als tragendem Grund überläßt und vermöge seiner Verkörperung in diesem selbst ermächtigt, hat für die Interpretation den schwachen wie des starken Willens den wesentlichen Vorteil, daß hier die Genese des Willens ausdrücklich thematisiert und die Bedingungen seiner Stärke wie seiner Schwäche erfragt werden. Der starke Wille ist gemäß dieser Vorstellung der den Widerspruch zwischen Wirkung und Rückwirkung lösende, sich in einer äußeren wie inneren Beziehung realisierende und im Leib habituell gewordener Wille. In der Beziehung und Verkörperung findet er seine Sicherheit und erhält er allererst seine Wirkungsmacht. Der schwache Wille wäre demgegenüber primär ein gehemmter und sich ängstigender Wille, der weder aus sich heraus noch in sich gehen kann. Im inneren Widerspruch befangen und in Opposition zu seinem Gegenüber und Grund, erfährt

er keine Hilfe und wird in jedem neuen Anlauf weiter zurückgeworfen. Er findet keinen tragenden Grund der Ausführung, weil und solange Aktion und Reaktion sich negieren und gegenseitig hemmen. Der festgehaltene Widerspruch erzeugt bei jedem vergeblichen Versuch neue Angst und verhindert um so mehr die befreiende Tat. Demgegenüber wäre der begründete und in seiner Verkörperung frei und stark gewordene Wille gekennzeichnet durch den gelösten Widerspruch von Wirkung und Rückwirkung, positiv ausgedrückt durch die wechselseitige Bestätigung des Willens und seines Grundes, aus dem die Handlung hervorgeht.

Wenn die Handlung selbst der gelöste Widerspruch und die realisierte Beziehung ist, kann auch deutlich werden, warum es bei der Überwindung der Willensschwäche gar nicht um einen gesteigerten Kraftaufwand geht, sondern um die Überwindung eines Zwiespalts und der mit ihm verbundenen Hemmungen. Der Widerstand ist hier ja nicht wie eine äußere Schranke gegenständlich und bestimmt gegeben, so daß eine konzentrierte Aktivität sich direkt auf ihn richten könnte. Er gleicht eher dem unsichtbaren und um so bedrohlicheren Bann, den Unsicherheit und Angst um das eigene Wollen und Tun legen. Der befreiende Schritt nach außen wäre durchaus möglich; nichts hindert ihn als die Angst davor, ihn zu tun. Die dadurch gezogene innere Schranke ist im schwachen Willen selbst enthalten und wird erst in der Konsequenz erfahren als Folge äußerer Widerstände, die nun darauf verrechnet werden können.

Um den Angstkreis und die ihm korrespondierende Hemmung zu durchbrechen, lassen sich verschiedene Möglichkeiten denken, die allerdings nur in ihrer Verbindung zu der gewünschten Öffnung führen: (1) als radikale Möglichkeit die äußerste Zuspitzung der ausweglosen Situation und der Sprung heraus gleichsam ins Nichts und (2) als gemäßigte Form der Zuspruch und die Hilfe von außen. Weil der sich ängstigende Mensch nicht mehr von allein aus sich herausgeht, bedarf es eines Anderen, der die Gemeinschaft wahrt und den Zugang zu einer angstfreien Wirklichkeit wiederherstellt. Damit sind wir erneut bei dem bereits oben diskutierten Doppel-Satz angekommen: Die Kraft des Willens verlangt eine Entscheidung und verbunden mit ihr einen Schritt der Bejahung, die wiederum in einer realisierten Gemeinschaft gründet und von ihr her gerechtfertigt ist. Ohne Entscheidung geht nichts, ohne die Herstellung einer Beziehung oder Gemeinschaftlichkeit aber auch nicht. Als Beispiel für die Willensbegründung wurde seine Verkörperung im Leib angeführt durch den der Wille gleichzeitig Selbstmacht und Zugang zur gegenständlichen Welt gewinnt.

Was für den sich leibhaft äußernden Willen die gegenständliche Welt ist, ist für den moralischen Willen die menschliche Gemeinschaft. Sowenig der Mensch ohne seinen Körper und den damit verbundenen Willen eine gegenständliche Weltgegebenheit hat, sowenig kann er für sich allein einen sittlichen Willen haben und moralische Kraft realisieren. Im sittlichen Sinne Gemeinschaft haben heißt aber auch eine Form von Resignation und „Schwachheit“ zu verwirklichen, die selber zur tragenden Kraft wird. Gemeinschaft verlangt in diesem Sinne die Selbstrelativierung als Bedingung eines gemeinsamen Wollens und Tuns. Wir sagten oben im Anschluß an Paulus, daß der in Wahrheit mächtige Wille sich nicht als zwingende Gewalt äußere, sondern als Liebe im Gewand der Schwachheit. Von solchen schwachen und doch nicht schwachen Wil-

len wird behauptet, daß er der starke Wille sei, der, wie Meister Eckhardt sagt, „alle Ding vermag“, ja so vollkommen wie der göttliche Wille selbst ist. Das so bestimmte Verhältnis von Schwäche und Macht darf nicht im Sinne einer Alternative aufgelöst werden: hier die Schwäche und dort die Kraft, vielmehr ist die „Schwäche“ hier in sich selber die Kraft, und umgekehrt. Dies ist nur ein anderer Ausdruck dafür, daß der Wille in Wahrheit verwirklichte Liebe und realisierte Gemeinschaft ist.

Der für die gegenwärtige geschichtliche Situation kennzeichnende Verlust an Traditionsbestimmter Klarheit und Sicherheit im sittlichen Bewußtsein ist, von daher gesehen, ein notwendiger Schritt in der Realisierung praktischer Vernunft, deren formale Allgemeinheit sich auch als Prinzip der Relativität auslegen läßt und diese nicht etwa von sich ausschließt. Damit ist verbunden, daß die vielfältig bedingte und zunehmend komplexer werdende Wirklichkeit sich nicht mehr in dem simplen zweiwertigen Raster von „gut“ oder „böse“ ausmachen läßt. Das *claire-obscur* der menschlichen Lebenslagen zu sehen und anzunehmen ist dann nicht mehr ein Zeichen moralischer Desorientierung und Schwäche, sondern geht vielmehr einher mit einer neuen Möglichkeit des moralischen Bewußtseins, das dem mit diesem Begriff Gemeinten überhaupt erst nahekommt. Der in der Geschichte der Menschheit bisher vorherrschende, veräußerlicht-manipulative Grundtypus eines sich über Trennungen positional absichernden Verhaltens und seine Reproduktion in einem auf Aggressivität und Unterwerfung beruhenden sozialen System bedeutet psychisch, sozial und moralisch gesehen einen Zustand extremer Schwäche, denn weder können so verinnerlichte menschliche Beziehungen realisiert noch soziale Konflikte auf eine Weise gelöst werden, die nicht bereits im Ansatz neuen Unfrieden erzeugt.

Damit ist ein zum Schluß nur noch anzudeutender Aspekt verbunden: Wenn der sich in der Gemeinschaft realisierende Wille nicht gewalttätig bleiben soll, ist er auf das Medium der Sprache angewiesen und im guten wie im schlechten Sinne ein redender Wille. Damit sind die bisherigen Aussagen in einen allgemeineren Sinnhorizont eingerückt. Der Mensch kann nur als er selbst wollen, weil und insofern er der Sprache mächtig geworden ist. Sein Wille behauptet sich nicht handgreiflich, sondern ist auf Anrede und Antwort notwendig angewiesen. Der in der Sprache und als Sprache wirkende Wille erweist darin seine letztliche Gewaltlosigkeit und bekennt, indem er sich so äußert, die Indirektheit und Vermitteltheit seiner Macht. Instinkte und Triebe, so könnte man sagen, gehen auf Bilder und sind diesen verfallen. Der Mensch hingegen folgt dem zu ihm gesprochenen und sich selbst gegebenen Wort und kann nur unter dieser Bedingung auch frei sein. Frei ist nach altem Verständnis, wer vor anderen eine Stimme hat. Eine Stimme hat, wer öffentlich reden kann und das gesellschaftlich Allgemeine mitzubestimmen und mit zu verantworten vermag. In diesem Sinne ist der Bereich menschlicher Willensäußerung die soziale Realität und ihr Medium die Kommunikation. Die Feststellung, daß der Wille spricht und sprechend wirkt, ist so verstanden keine Metapher, sondern eine wörtlich zu nehmende Aussage. Willensstark kann ein Mensch nur sein, weil und insofern er der Sprache mächtig geworden ist.